

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 262.

Elbing, den 8. November.

1892.

Aus zwei Kreisen.

Preisgekrönter Roman (Warsch. Courter)

von

Anatol Krzyżanowski.

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. Heinrich Ruhe.

5)

Nachdruck verboten.

„Aber mein Gott, gehörst Du denn nicht ebenfalls zur Aristokratie?“ fragte Graf Ignacy ganz erstaunt.

„Bah, ein Grafentitel, den Du für einige Tausend Gulden gekauft hast . . . Teufel, das ist ein netter Adel!“ rief Eustache voll Bitterkeit. „Ich sage Dir, Papa, zu dieser finanziellen Operation hättest Du schon früher Deine Zusage nehmen müssen, und ich würde dann heute weniger unter dem Hohn und Spott der Leute zu leiden haben. Mein das ist ja immer und überall das Unglück der Kinder, daß sie für die Sünden ihrer Eltern büßen müssen.“

Ignacy Morski saß wie versteinert da. Einen solchen Dank hatte er nicht erwartet. Er war tief empört und spürte große Lust, den parfümirten Salonheld, für welchen er so große Opfer gebracht hatte, am Kragen zu fassen und tüchtig zu schütteln, aber er fühlte sich zu schwach und zu elend dazu, und dann war ja auch der rothhäutige Eustache, der da mit einem spöttischen Lächeln vor ihm saß, nicht mehr der kleine Sohn, dem er eine derbe Züchtigung hätte ertheilen können. Wie gedrochen sank er zusammen und ließ todtraurig sein Haupt auf die Brust sinken.

„Deine Familie besitzt ältere Rechte als der übrige Adel,“ begann er nach einer Weile etwas kleinlaut. „Den Grafentitel kaufte ich mir erst dann, als ich erkannte, daß wir beide, weder Du noch ich, im Stande waren, uns Verdienste um das Vaterland zu erwerben, die in den Jahrbüchern der Geschichte verherrlicht werden könnten.“

„Aha, ältere Rechte!“ lachte Eustache. „Ich weiß schon, ich weiß schon, jenes Bild mit der goldenen Umschrift: „Fürchte Dich nicht, Better Morski, denn ich bin bei Dir.“

Der alte Graf nagte seine Lippen.

„Eustache, wir wollen uns die erste Stunde

unseres Wiedersehens nicht dadurch vergiften, daß wir alte, längst vergessene Geschichten wieder aufrühren,“ sagte er mit matter Stimme. „Wenn ich mich bemühte, unserem Namen neuen Glanz zu verleihen, so that ich dieses nur um Deinetwillen, ohne dabei im geringsten an meine Person zu denken. Schon tausendmal habe ich meine Gutmüthigkeit bereut. Aber gehen wir darüber hinweg. Erzähle mir lieber, wie es am politischen Himmel ausschaut, und wozu man Dich die vielen Jahre hindurch verwendet hat.“

„Wozu man mich verwendet hat?“ rief der junge Graf voll Heiterkeit. „Ha, ha, ha, zu weiter nichts, als zu einem Rückenbüßer! Ich habe ungefähr dieselbe Rolle, wie die Statisten im Chor bei der Oper, nur mit dem Unterschied, daß diese für ihre Arbeit von der Theaterdirektion Gehalt beziehen, während wir als Standespersonen nichts bekommen. Donnerwetter, ist das langweilig, in den Büreau zu sitzen und über den Akten zu brüten! Nur das eine Gute kommt dabei heraus, daß sich dem Diplomaten alle Salons mit ihren Zerstreungen und Amusements wie auf Zauberschlag öffnen.“

„Ich glaube, Du hättest Dich als galizianischer Rittergutsbesitzer um ein Mandat für den Landtag bemühen müssen.“

„Ha, ha, ha, ha, das ist köstlich!“ lachte Graf Eustache, indem er ein Bein über das andere legte. „Ich soll wohl den Edelleuten die Hand küssen, damit sie mir die Haare schneiden und mich wie ein Paradespferd zustutzen, nicht wahr? Da hätte ich mir ja ein schönes Loos bereitet, nein, Papa, ich danke Dir herzlich, Klub, Theater und schöne Weiber sind mir hundertmal lieber, als eine einträgliche Stelle bei irgend einer Gesandtschaft!“

Dem alten Grafen blühte ein Gedanke auf.

„Und wenn man sich ohne Dein Wissen und ohne Dein Zutun um ein Mandat bewerben würde?“ fragte er gespannt.

„Dafür ist durchaus keine Aussicht vorhanden,“ erwiderte Eustache ironisch aufschlagend. „Seit fünf Jahren war ich nicht mehr auf dem Lande, und ich darf nur so viel hoffen, daß wenigstens der Jude, welchem ich die Verwaltung meines Gutes übertragen, noch Vertrauen zu meiner Wenigkeit habe.“

Der Kranke erbleichte und fühlte im Herzen einen furchtbaren Krampf. Bittere Vorwürfe machte er sich in diesem Augenblicke wegen

einer Dummheit und seines Stolzes, der Haupttünden seines Lebens. Das Alter hatte ihn vollständig verändert; er erkannte die ganze Nichtigkeit und Erbärmlichkeit seines früheren Treibens, er erkannte, wie das schlechte Samenkorn, das er einst in die Seele des jungen Mannes geworfen, bedenklich gewachsen war und alle besseren und edleren Gefühle in derselben erstickt hatte. Es stand zweifelsohne fest, Gustache, für welchen er in blinder Vaterliebe alles geopfert hatte, war ein leichtsinniger, herzloser und egoistischer Mensch geworden.

Infolge dieser Wahrnehmung verschlimmerte sich der Zustand des alten Grafen in besorgnißerregender Weise, und jede Hoffnung schwand von Stunde zu Stunde mehr. Unterdessen gab sich Gustache nicht die geringste Mühe, ein Fehl daraus zu machen, daß er in Drlow nur deshalb verblieb, weil er die noch bevorstehende Katastrophe abwarten wollte.

Am nächsten Tage überbrachte ein Gilbote dem Schwerkranken ein Schreiben aus Dpol; der Gatte seiner Nichte, Herr Dpolzki, welche er an Kindesstatt angenommen und zugleich mit seinem Sohne großgezogen hatte, lag, von der Hand eines Mordmörders tödlich getroffen, auf dem Sterbepulte und schrieb ihm mit zitternder Hand, er möge doch seine beiden Kinder unter seinen Schutz nehmen. Das Herz des Grafen Ignach, der in seiner Verlassenheit mit seinen Gedanken so oft bei seiner von ihm so geliebten Pflgetochter geweilt hatte, krampfte sich bei dieser Nachricht schmerzlich zusammen. Wie gern wäre er nach Dpol gefahren! Allein es ging nicht an, und deshalb beauftragte er Gustache, dem Jadwiga Dpolzka stets eine treue, wahre Schwester gewesen war, sofort nach Dpol sich zu begeben und die Vormundschaft über die Waisen zu übernehmen. Hierbei gab er sich der Hoffnung hin, daß dieser traurige Zwischenfall seinen Sohn weich stimmen und zu einem anderen Lebenswandel veranlassen würde, und daß die schweren Pflichten, welche derselbe übernehmen sollte, ihn vielleicht an die heimathliche Scholle zu fesseln vermöchten.

III.

Das Dorf Dpol lag nur eine kleine Meile von Drlow entfernt. Der Edelhof machte einen recht würdigen, patriarchalischen Eindruck; tiefer, stiller Friede ruhte über Schloß und Park. Hier waltete die einstmalig so schöne und noch immer stattliche Frau Jadwiga, der Sonnenstrahl des Hauses. Nichts störte das Glück der Ehegatten, die nur für sich und ihre beiden hoffnungsvollen Kinder lebten. Allein wer vermag zu ermessen, was sich ereignen wird, wenn sich am Scheidewege der Mitternacht das Heute und das Morgen begegnen? Wie der türkische Nachtreif so manche zarte Knospe, so manche herrliche Blüthe knickt, so sollte ein einziger Augenblick zu einer Zeit, da man am wenigsten es ahnte, das traute Familienglück auf dem Edelstiz Dpol erbarmungslos zerstören.

Ein arbeitscheuer Mensch, der wegen verschiedener böser Streiche aus dem Heere gestossen war, wurde von Herrn Dpolzki, dessen Hauptstreben dahin ging, die Bauern aus ihrer Gedankenlosigkeit aufzurütteln und ihre Lage zu verbessern, mehrmals beim Stehlen auf frischer That ergriffen und deshalb schließlich mit Schimpf und Schande aus dem Gutsdienste entlassen. Jetzt schwur der Glende seinem früheren Brodgeber blutige Rache. Dpolzki kehrte eines Abends ahnungslos vom Felde heim, als er plötzlich am Waldessaume dem Gr-Soldaten mit einer Plünte auf dem Arme begegnete. In der nämlichen Minute trachte ein Schuß, und an der Schulter tödtlich verwundet brach der Gutsherr bewußtlos zusammen. Bei der Nachricht von diesem gänzlich unerwarteten Unglücksfalle schienen Frau Dpolzka, die Kinder und die Dienerschaft rein den Kopf verloren zu haben, während die Dorfbewohner, welche den Verwundeten aufrichtig liebten und verehrten, mit bekümmerten Gesichtern in Gruppen ringsum auf dem Hofe standen. Die Aufregung war unbeschreiblich, so daß man betnahe vergessen hätte, Gilboten nach Arzt und Apotheke zu senden.

Wenige Stunden später hielt die Equipage des Grafen Gustache Morzki vor dem Schloßportal. Auf der Thürschwelle stand ein alter Diener in einem bequemen weißen Leinwandsmittel und unterhielt sich gerade mit drei Knechten, welche hocken vom Felde heimgekehrt waren. Beim Anblick dieses Hauskleides des Lakaten kramte der Graf die Lippen.

„Wie geht es dem gnädigen Herrn?“ fragte er, aus dem Wagen springend.

„Sehr schlecht, gnädigster Herr Graf“, erwiderte der Lakai mit betrübter Miene. „Es scheint keine Hoffnung mehr vorhanden zu sein.“

„Und was wollen denn diese da?“ forschte der Graf weiter, indem er auf die Bauern zeigte.

„Wir sind gekommen, um uns nach dem Befinden unseres geliebten gnädigen Herrn zu erkundigen“, antwortete einer der Bauern mit einer tiefen Verbeugung.

„Gändlich, sitzlich!“ brummte der Graf und zuckte verächtlich die Achseln, dann rief er: „Melde mich dem gnädigen Herrn!“

„Das ist nicht nötig“, entgegnete der alte, treue Diener. „Der Kranke erwartet den erlauchten Herrn Grafen mit Sehnsucht.“

Und er ging voraus, um dem Grafen den Weg zu zeigen. Das geräumige Zimmer, in welches Gustache geführt wurde, bot einen überaus traurigen Anblick dar. Auf einem großen, einfachen Bette gerade der Thür gegenüber lag halbentkleidet und mit verbundener Schulter Jan Dpolzki. Seine schönen, edlen Züge bedeckte Todtenblässe, und in seinen großen, dunklen, träumerischen Augen schien der letzte Lebensfunke zu glimmen. Er fühlte, daß er sterben mußte, daß die Wunde tief und gefährlich sei, die zerschmetterte Schulter stöhnte zwar an und für sich weniger Besorgniß ein,

allein wenn man die Kugel, welche tief in der Lunge steckte, nicht entfernen könne, dann wäre der Tod unausbleiblich. Der Kranke nahm die Eröffnung des Arztes mit größter Seelenruhe hin. Doch die Nähe des Todes gemahnte ihn, sein Haus zu bestellen. Wenn er in die Vergangenheit blickte, so konnte er sich getrostes Muthes das Zeugniß ausstellen, daß er nicht umsonst gelebt, daß er nach bestem Wissen und Gewissen sowohl für die Seinigen wie für seine Mitmenschen gewirkt habe. Dieses erhebende Bewußtsein warf einen verklärenden Schimmer auf das leichenblasse Antlitz des dem Tode Geweihten. Aber dennoch nagte ein schwerer Kummer, eine bange Sorge an seinem Herzen; er hinterließ eine Wittve und zwei Waisen in ziemlich zerrütteten Verhältnissen. In seiner Verzweiflung schrieb er mit ersterbender Hand einen Brief an den Grafen Ignacy Morzki und schickte denselben durch einen seiner Diener nach Orlow. Obwohl er früher den Pflegevater seiner Gattin wegen seiner Eitelkeit, Ruhmsucht und Prahlerei oftmals belächelt hatte, so vertraute er dennoch der Rechtschaffenheit und dem Edelmuthe des Grafen blindlings. Was konnte derselbe auch schließlich für seine Schwäche, für sein Steckensperd? Zudem besaß er keine näheren Verwandten, und er glaubte am besten zu fahren, wenn er seine Kinder dem Schutze und der Obhut ihres Oheims übergab, zumal da dieser sie herzlich liebte. Endlich war Graf Morzki vermöge seines Namens und seines Ansehens der geeignetste Mann, um den armen Waisen ihr Erbe zu erhalten. Nur befürchtete der Kranke, Graf Ignacy werde sich nicht stark fühlen, seinen Bitte zu entsprechen, d. h. persönlich nach Dpol zu kommen. Dieses war nun allerdings der Fall, der Graf konnte die Fahrt nach dem benachbarten Edelhofe nicht mehr vertragen, aber dafür schickte er umgehend einen Brief, und dieses Schreiben athmete tiefen Schmerz und herzliches Mitleid; da es ihm zu seinem schmerzlichen Bedauern versagt sei, in dieser schweren Stunde zu Jadwiga und deren Gatten zu eilen, schrieb er, so sende er als seinen Vertreter seinen Sohn Eustache, damit derselbe alle Pflichten übernehme, die der Sterbende ihm zu übertragen beabsichtige. Dieses Schreiben beruhigte Dpolzki vollständig; zwar kannte er Eustache nur wenig, zwar hatte er mehr Schlechtes als Gutes von ihm gehört, doch der junge Graf war ja der nächste Blutsverwandte seiner heißgeliebten Gemahlin, er mochte vielleicht leichtsinnig sein, aber schlecht nimmermehr, und deshalb glaubte er, dem Abgesandten des Schloßherrn von Orlow volles Vertrauen entgegenbringen zu müssen.

Liebevoll blickte er zu seiner theuern Lebensgefährtin hinab, die todesbleich und gramersfüllt zu Kopfende des Bettes kniete, ohne daß eine Thräne ihren Augen entrollte, ohne daß ein Klagelaut über ihre Lippen drang. Still und

ruhig verharrte sie bei dem Sterbenden und lauschte mit angehaltenem Athem seinen letzten Worten.

Zu Fußende des Bettes lagen auf einem großen Bärenfelle zwei Kinder, eng aneinandergeschmiegt, auf den Knien. Das Mädchen konnte höchstens neun Jahre alt sein und hatte ein feines, zartes Gesichtchen. Unnenbare Angst sprach aus den großen, schwarzen Augen, die unablässig den theuren Vater anschauten, welcher immer so zärtlich und so gut gewesen war. Noch vermochte die Kleine die ganze Größe des drohenden Verlustes nicht zu fassen, aber sie ahnte, daß ihr irgend ein Unglück, irgend etwas Schreckliches bevorstehe. Deshalb rannen auch über ihr blaßes Gesichtchen zwei dicke Thränen und schutzsuchend lehnte sie ihr Köpfchen an die Schulter ihres vierzehnjährigen Bruders. Der Knabe hatte wie beschützend seinen Arm um sein Schwesterchen geschlungen, wie gebannt ruhten seine Blicke auf der gebrochenen Gestalt seines geliebten Vaters, und in seinen Augen brannte ein düsteres, unheimliches Feuer. Er verstand es nur schon zu gut, was er in den nächsten Minuten verlieren sollte, und zugleich mit dem Gram um den Vater zog der erste Rachegeanke wider den elenden Mörder, dessen verruchte Hand so viel Glend über die ganze Familie gebracht hatte, in die junge Seele ein.

Der Kranke fing den bösen Blick seines Sohnes weg. Sein leidenvolles Auge irrte von dem trotzig hochgehobenen Köpfchen des Knaben zu einer andern Gestalt hin, die voll tiefster Trauer das Haupt auf die Hand gestützt hatte. Es war dies ein hochgewachsener, nicht mehr junger Mann mit einem langen, grauen Bart und edlen Gesichtszügen; er trug einen grauen Rock, der wohl an die Tracht der Dorfbewohner erinnerte, von dieser jedoch durch die etwas moderne Façon abwich, weißen Kragen und weiße Manschetten von feiner Leinwand, sowie Stulpenstiefel. Nachdem Herr Dpolzki geraume Zeit nach dem Alten hingesehen hatte, erhellte sich sein Blick, und zärtlich wandte er sich an den Knaben mit den Worten:

„Zadenz, weißt Du, was das Wort „Pflicht“ bedeutet?“ „Ich weiß es, mein lieber Vater“, brachte der Knabe mühsam hervor.

„Vergiß nicht, mein Sohn, daß ein Ehrenmann seine Pflicht unter allen Umständen erfüllt, selbst wenn es ihn das Leben kosten sollte.“

Der Knabe nickte stumm mit seinem dunkelhaarigen Kopse.

„Der Wille der Sterbenden soll uns heilig sein“, fuhr der Kranke fort. „Höre denn, Zadenz, ich verbiete es Dir, meinen Tod zu rächen! Uns Menschen steht nicht das Recht zu, zu rächen und Rache zu üben, sondern einzig und allein dem allgerechten Gotte!“

(Fortsetzung folgt.)

Martinschmaus und Martinstrunk.

Von Schiller Tieh.

Die Zeit, in welcher wir heute noch „Martini“ feiern, scheint von jeher so recht zum Schmausen ausersehen gewesen zu sein, denn Griechen, Römer und Germanen wett-eiferten miteinander, diese Zeit durch fröhliche Trinkgelage zu feiern. Sowohl im alten Griechenland wie in Rom feierte man Feste, bei welchen nach beendigter Weinlese der erste Most getrunken wurde, und ungefähr einen Monat später feierte man abermals den obersten Göttern ein Fest, bei welchem der nun bereits gegohrene „Neue“ (Wein) auf seine Güte geprüft wurde. Die alten Deutschen ernteten zwar noch keinen Wein, aber nichtsdestoweniger erwiesen auch sie sich dem segenspendenden Bodan dankbar und feierten ihm zu Ehren um dieselbe Zeit ein fröhliches Ernte- und Herbstankfest, an welchem es bei schäumendem Meth und kräftigem Gerstenast nicht minder lustig zugegangen sein mag, wie in Griechenland und Rom beim perlenden Wein.

Als das Christenthum später das klassische und germanische Heidenthum überwand, versetzte es in kluger Politik die heidnischen Feste sammt ihren Gebräuchen und Sitten in den Schooß der Kirche, änderte die Namen, gab Gebräuchen und Zeichen eine andere, christliche Bedeutung, verschmolz christliche Legenden mit heidnischen Sagen, und so entstand jene unlösbare Verquickung, in der Heidenthümer und heidnische Gebräuche bis in unsere Zeit unter fremdem Namen und in verummter Gestalt mitten im Christenthum ihr Dasein fristen. Dasselbe gilt vom Martinsfest, in welchem wir nichts anderes als das alte Ernte- und Herbstankfest zu erblicken haben. Und als unter Kaiser Probus im 3. Jahrhundert der Weinbau am Rheine eingeführt wurde, und der edle Rebenast auch den rauhen Germanen nicht übel mundete, da wurde auch bei der Herbstfeier der prüfende Trunk des „Neuen“ nicht mehr vermist. Beim Weine vollzog sich gewissermaßen die Verschmelzung der römischen und germanischen Herbstfeier, lange bevor der Heilige dieses Tages daran dachte, das Christenthum zu predigen. Im protestantischen Norden Deutschlands, in England, Skandinavien und den protestantischen Kolonien Rußlands ist Martin Luther an die Stelle des heiligen Martin getreten, und sein Tag wird jetzt noch mit Schmaus und Trunk gefeiert.

Die Feier des Martinsfestes, der Martins-

schmaus, findet vor allen Dingen seinen Gipfelpunkt in der Martinsgans. Auch das hat seinen Grund, denn die Gans war das Opferrhies der Gemahlin Bodans, und Frau Bodan hat gewiß gewußt, daß gerade um Martini die Gans am schmackhaftesten ist, und so ist mit Dunkel Bräsig die Gans seit der ältesten Zeit ein ganz netter Vogel gewesen; ist man eine zum Frühstück, ist's zu wenig, und ist man zwei, so verdirbt man sich das Mittagbrot. Der alte Sebastian Brand (1534) nennt das Haus „unselig“, das nicht auf diesen Tag eine Gans zu essen hat, und noch 1850 „durste in keinem rechtschaffenen Straßburger Hause die Martinsgans fehlen.“ Die fromme Sage bringt den Heiligen mit der Gans in Verbindung, indem sie erklärt, der heilige Martin sei der Gesandtschaft, welche ihn als Bischof einholen wollte, ausgewichen und habe sich in einem Gänsestall versteckt; durch das Geschnatter der Bewohner wurde er aber entdeckt, und „daß doch auch gerächet sei dieser Gänsebiberei, schlachtet er sie allzusammen, brät sie dann an heißen Flammen.“

Wo die Gänse seltener sind, werden sie durch andere Gerichte ersetzt; in Norwegen durch ein Ferkel (Spanferkel), am Niederrhein durch frische Wurst mit Reis, in Belgien durch Waffeln. Im Elsaß gehören Martinsbreteln zum Martinsfeste, in anderen Gegenden Martinshörnchen und Martinspferd. Die Thiere, die man ursprünglich den Göttern opferte, ahmte man später nämlich in Teig und Backwaare nach. Im Mittelalter ersetzte man diese heidnischen Nachbildungen durch christliche Symbole in Form von Kreuzen, Sternen u. s. w. und überreichte sie den Kindern als Geschenk.

Der Martinstrunk geschah den Göttern zu Ehren; einer alten Bauernregel nach soll man vor Martini keinen neuen Wein trinken, da der Heilige in der Nacht erst den Most in Wein verwandelt. Darum ist in den Wein-gegenden das Weinprüfen an diesem Tage noch heute allgemein üblich.

Unseren verehrten Lesern aber wünschen wir eine Martinsgans und — einen leichten Martini-Zahltag.

Weiteres.

* [Alter Gest:] „Mein Fräulein, für Sie würde ich durch's Feuer gehen!“ Dame: „Sie haben wohl kalte Füße?“

Verantwortlicher Redacteur: George Spizer
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaarß
in Elbing.